

# Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse  
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

## Herbst.

Wenn im Purpurschein  
Blinkt der wilde Wein  
Und am Bach die Weide steht bereift;  
Wenn die Zeitslos' blüht,  
Wenn die Drossel zieht  
Und ihr Scheidelied vom Schlehdorn pfeift;

Blondes Gretelein,  
Laß das Trauern sein!  
Mit den Schwalben komm ich wieder her.

Wenn in Wald und feld  
Laut der Bracke bellt,  
Und das schlanke Reh verbluten muß;  
Wenn die Haselmaus  
In ihr Winterhaus  
Schleppt die allerletzte Buchennuß:

Sollt ich sterben ehr,  
Weine nicht so sehr,  
Weil es schad um Deine Aenglein wär.

Dann ade, ihr Felder,  
Berge, Föhrenwälder,  
Pfarrer, Förster, Schultheiß, Müller, Bädl!  
Hab das Wandern satt,  
Ziehe nach der Stadt,  
Wo der Roland steht am Rathaus-Eck.



Reidhämmer. Nach dem Gemälde von Otto Gebler.

## Wiedererstandenen.

Roman von M. C. Braddon.  
[Fortsetzung]. [Nachdruck verboten.]

Doktor Julius Rolling steht allein in der Welt. Vater, Mutter, und das Schwesterchen, das er vor fünfzehn Jahren so innig geliebt, alles ist tot. Ihre Gräber befinden sich auf dem Friedhof eines stillen Dorfes in Hampshire, wo sein Vater dreißig Jahre lang als Pfarrer gewirkt hatte.

Den Namen der älteren Schwester hatte Julius Rolling von der Zeit an, wo er die Schule in Winchester verlassen, nicht wieder ausgesprochen, aber in dem geheimen Fach seines Schreibtisches ihr Bild verwahrt, das ihre Schönheit in vollem Glanz zurückstrahlte.

Zwei Jahre älter als er, stolz auf den talentvollen Bruder, war Hanna in allen Dingen seine Beraterin und Verbündete gewesen. Wie er liebte sie die Musik leidenschaftlich, wie er hatte sie eine ungewöhnliche Begabung dafür. Hannas Schönheit und ihre wundervolle Stimme verschafften

ihr eine bevorzugte Stellung in der Grafschaft. Der schlichte, alte Pfarrer war gezwungen, sein stilles, behagliches Studierzimmer zu verlassen, um seine Tochter zu einem Ball bei dem Marquis von Redfern, oder zu einem Konzert bei dem Baron Bering, oder da und dorthin zu Abendgesellschaften zu begleiten; Hanna Kolling wurde sogar zu längerem Aufenthalt bei der Baronin von Bering eingeladen.

Die Pfarrerin gab sich den stolzesten Hoffnungen hin. Ihr gefeiertes Töchterlein war zweifellos dazu bestimmt, eine glänzende Partie zu machen. Aus der Schar ihrer Verehrer würde Hanna sicher den edelsten, vornehmsten und reichsten zum Gatten erwählen.

Aus diesem Traum sollte die Mutter nur zu schnell aufgeschreckt werden. Eines Tages traf ein Brief im Pfarrhause ein, in dem Hanna ihren Eltern mitteilte, sie habe sich mit einem Manne verheiratet, über dessen Person sie aus bestimmten Gründen nichts näheres erwähnen dürfe. Die Eltern möchten ihr diesen Schritt verzeihen oder sie vergessen.

Der Pfarrer und seine Frau beherrschten sich mit wahren Heldenmut. Der Dienerschaft wurde gesagt, Hanna sei zu Verwandten nach London gereist. Früh am Morgen hatte sie das Haus verlassen, begleitet von dem Gärtnerburschen, der ihren kleinen Koffer zum Bahnhof trug.

Die gebeugten Eltern lasen den Abschiedsbrief der Tochter so oft durch, bis jedes darin enthaltene Wort sich unverlöschlich ihrem Herzen eingepägt hatte. Doch half ihnen das nicht, über das Schicksal ihrer Tochter Klarheit zu erlangen. In ihrem Bekanntenkreise gab es niemand, den sie mit dieser Angelegenheit in Verbindung bringen konnten.

Mit der äußersten Vorsicht wagte der Pfarrer an einige Mitglieder seiner Gemeinde die Frage zu richten, ob sie in den letzten Wochen einen Fremden im Ort bemerkt hätten.

„Ja,“ erwiderte ihm der Getreidehändler Hüser. „Da war neulich ein Orgelspieler im „Gasthof zum Adler“ abgestiegen. Was der hier wollte, weiß kein Mensch. An Wochentagen war er immer in der Kirche und spielte die Orgel. Das wird Ihnen natürlich Fräulein Hanna schon erzählt haben, die ihn oft gesehen haben muß, wenn sie zu den Gesangsübungen des Chors ging.“

Das traurige Gesicht des Pfarrers entfärbte sich.

„Ja, das war der Mann.“

„Nein,“ erwiderte er, „meine Tochter hat mir nichts von ihm erzählt, oder wenn sie es gethan, habe ich nicht darauf geachtet.“

„Es war ein ganz hübscher Mensch, mit schwarzen Augen und langem, schwarzen Haar. Er sah gar nicht aus wie ein Engländer, sprach aber sehr gut englisch.“

„Sung?“

„Zwischen fünf und zwanzig und fünf und dreißig.“

„Und wahrscheinlich ein Mann von besserer Familie?“

„Gekleidet war er wie ein feiner Herr und ließ sich auch mit dem Geld nicht lumpen. Und Klavier soll er gespielt haben, wie der Teufel.“

„Musik! Ja, das war der Zauber, der sein Kind bethört hatte.“

„Nennen Sie den Namen des Fremden?“ erkundigte sich der Pfarrer.

„Ich konnte mir nie Namen merken, aber Frau Maruhn, seine Wirtin, könnte Ihnen natürlich sagen, wie er hieß.“

„Nein, nein,“ wehrte der Pfarrer in nervöser Aufregung ab, „ich bin durchaus nicht neugierig. Guten Morgen, Herr Hüser.“ Er ging die Straße weiter hinauf zu Mahrun, dem Klavierpieler.

„Sie sprechen wohl nächstens im Pfarrhof vor und stimmen unser Instrument, ehe meine Tochter nach Hause kommt. Wie ich höre übersiedelte neulich ein Fremder aus dem „Adler“ zu Ihnen, um ein gutes Klavier zur Hand zu haben.“

„Ja, Herr Vandeleur! Na, der versteht zu spielen, Hochwürden! So etwas hab' ich mein Lebtag noch nicht gehört. Dabei war er nicht etwa Musiker von Beruf. Mir scheint, er ist ein reicher Mann, der es in London etwas zu toll getrieben hat und aufs Land ging, sich in frischer, gesunder Luft zu erholen.“

„Und womit füllte er seine Zeit aus?“

„Mit Orgelspielen in unserer Kirche. Die Schlüssel ließ er sich vom Küster geben. Ich bin erstaunt, daß Sie nichts davon wissen.“

„Wenzel hat mir nie etwas davon gesagt, und doch ist er eigentlich nicht befugt, die Kirchenschlüssel ohne meine Erlaubnis wegzugeben.“

Stephan Kolling wandte mühsam die schattenlose Straße entlang, bis zu einem Gosthor, das zur Kirche führte.

Thomas Wenzel, der Küster, wohnte auf dem Hofe zwischen der Kirche und der Hauptstraße. Bei dem Erscheinen des Pfarrers erhob sich der Küster eiligst, seinen Vorgesetzten mit ehrerbietigem Gruß zu empfangen.

„Wenzel!“ sagte der Pfarrer in einem strengeren Ton als gewöhnlich, „wer hat Ihnen erlaubt, jedem hergelaufenen Fremden unsere Kirchenschlüssel auszuliefern?“

„Hochwürden meinen den Herrn aus dem „Goldenen Adler,“ stotterte der Küster verlegen. „Herr Gilbert, der Organist, mußte, daß Herr Vandeleur gern ein Stündchen auf der Orgel spielte, und ermächtigte mich, ihm den Schlüssel zu geben. Ich hielt das für kein Unrecht, weil ich auch Fräulein Hanna mehr als einmal in die Kirche gehen sah, während der Fremde dort war.“

„Natürlich!“ erwiderte der Pfarrer, „sie hatte die Übungen der Chorsängerinnen zu überwachen.“

Stephan Kolling ging langsam heimwärts, gebeugter, als er seinen Weg angetreten hatte. Andere wußten von dem Verkehr seiner Tochter mit dem Fremden, er allein war blind gewesen.

Zulius kam einige Wochen später nach Hause. Er hatte die Reifeprüfung glänzend bestanden und ein Stipendium für die Universität bekommen. Mit Entsetzen hörte er von der Flucht seiner Schwester, doch zeigte er sich äußerlich ruhiger, als die Eltern erwartet hatten; er verlangte jeden kleinsten Umstand zu erfahren, sagte aber wenig dazu.

„Du hast doch sicher Erkundigungen über diesen Vandeleur eingezogen, Vater?“ fragte er.

„Ja, mein alter Freund, Rechtsanwalt Garder, unterstützte mich darin. Unsere Bemühungen blieben erfolglos, auch mein Aufruf in den „Times“ blieb unbeantwortet.“

„Vandeleur, ohne Zweifel ein angenehmer Name, irgend ein Schurke, den sie bei dem Marquis von Redfern oder dem Baron von Bering kennen gelernt hat. Gott gebe, daß es mir bald gelinge, diesen angeblichen Vandeleur aufzufinden!“

Das war alles, was er darüber sagte. Er sah, wie der Gram seinen Vater verzehrte, und der Kummer das Gemüt seiner Mutter umdüsterte. Ein Jahr später waren beide tot; der Vater starb an einem schönen Frühlingmorgen ganz plötzlich am Herzschlag, und nach vier Monaten ging auch seine Mutter zur ewigen Ruhe ein, froh, daß ihre irdische Wallfahrt beendet war.

Und so stand Zulius Kolling schon im ersten Jahre seiner Universitätsstudien allein in der Welt, gerade fünf Jahre, ehe er mit Gottfried Trevor seine Reise nach Amerika antrat.

3.

Es gab nicht übermäßig viel Patienten in der Schradackstraße, aber Doktor Kolling war außerordentlich beliebt bei den Leuten, und wenn auch die Armen ihn für seine ärztlichen Bemühungen nicht bezahlten und sogar sehr oft von ihm unterstützt wurden, verdiente er doch so viel, wie er zu einer anständigen Lebensführung brauchte.

Er war sehr geduldig und seinem Berufe mit Ernst und Eifer ergeben, noch ebenso ernst, wie während seiner Abenteuer im fernen Westen, wo seine Gedanken, mitten in der Aufregung einer Jagd, zu der Natur und ihren Geheimnissen geilt waren, in dem heißen Wunsch, ihr irgend einen verborgenen Schatz abzurufen und ihn zum Nutzen seiner Mitmenschen zu verwerten. Von allen seinen unbestimmten Hoffnungen hatte sich keine verwirklicht. Jene Tage der Not und Gefahr hatten ihm nichts eingebracht als ein Geheimnis, an das zu denken ihn mit Entsetzen erfüllte. Jetzt beschränkte er sich darauf, in der engen Sphäre eines überfüllten Stadtviertels so viel Gutes zu wirken, wie irgend möglich war.

„Es soll eine Sühne sein für das Blut, das ich drüben vergossen habe,“ sagte er sich.

Als er sich etwas länger als ein Jahr redlich geplagt hatte, starb der Kreisphysikus, und Zulius Kolling wurde sein Nachfolger.

Das erhöhte seine bescheidenen Einnahmen wesentlich. In seinen freien Stunden träumte er von künftigen Erfolgen, in dem festen Glauben, er sei bestimmt, seinen Nebenmenschen große Dienste zu leisten. Ein Trost ohnegleichen war ihm seine Amalgamgeige, für die er, der sich jedes Pfund sauer verdient, in seiner Studienzeit hundert Guineen bezahlt hatte. Wie viele Entbehrungen, wie viele Opfer waren in dieser Violine verkörpert.

Vorsichtig und mit zartester Berührung nahm er seine Geige heraus, und bald erfüllten zauberhafte Töne, Töne voll liebender Gedanken und Erinnerungen das kleine Zimmer. Oft spielte er bis Mitternacht oder selbst bis zum grauen Morgen.

Sein reichster Patient war ein Gastwirt an der Ecke der Esserstraße, bis der Zufall oder jenes Zusammentreffen kleiner Ursachen, die oft die größten Wirkungen hervorbringen, Beziehungen zwischen ihm und einem Manne herbeiführte, von welchem die Schradackstraße wenig wußte.

Eines Nachmittags gegen Ende November kehrte Doktor Kolling gegen fünf Uhr von seinem täglichen Rundgang zurück. Plötzlich sah er eine Laterne auf sich zukommen, es war die Laterne einer schnell heransahrenden Droschke, dann vernahm er eine Verwünschung in dem gewöhnlichen Droschkenfutscherton, ein Krachen, ein Knirschen von Rädern, eine neue Flut von Verwünschungen und zuletzt die laut befehlende Stimme des Fahrgastes, der auszusteigen verlangte.

Doktor Rolling eilte dem Verunglückten zu Hilfe und zog ihn aus der Droschke heraus, die mit einem Kollwagen zusammengestoßen war.

Der Fahrgast stützte sich auf Rollings Arm und stieg nicht ohne sichtliche Zeichen von Schwäche aus. In der trüben Beleuchtung erschien er wie ein alter Mann von hoher Gestalt, aber gebeugt, mit einem löwenartigen Kopf und durchdringenden Augen, wie die eines Adlers oder eines Falken. Er dankte dem Arzt mit kurzen Worten und entließ den Droschkenkutscher mit einem strengen Verweis und ohne ihn zu bezahlen.

„Sie kennen mich,“ sagte er ihm, „Dankmar Wilburg. Wenn Sie meinen, daß Ihnen unrecht geschieht, verklagen Sie mich.“ Der Kutscher verschwand, ohne sein Fahrgeld gefordert zu haben, brummend in dem dichten Nebel.

„Von siebzig aufwärts verträgt die menschliche Maschine solche Rüttelerei nicht mehr gut,“ wandte sich Wilburg zu dem jungen Arzt, „ich werde zu Fuß nach Hause gehen.“

„Stützen Sie sich auf meinen Arm, ich werde Sie gern bis zu ihrer Wohnung begleiten. Meine Zeit ist nicht besonders wertvoll.“

„So?“ fragte der Alte, ihn mit mißtrauischem Blicke musternd. „Ein junger Mensch, der in London seine Zeit nicht ausnützt, ist auf schlechtem Wege.“

„Verzeihung, ich habe nicht gesagt, daß ich meine Zeit nicht ausnütze. Es giebt in London gewiß wenige, die so angestrengt arbeiten wie ich; doch, niemals Zerstreungen suchend, finde ich bisweilen eine Mußestunde wie eben jetzt, und wenn Sie sich auf meinen Arm stützen wollen, steht er Ihnen zu Diensten.“ — „Ich nehme Ihr freundliches Anerbieten an. Sie sprechen wie ein gebildeter und ehrlicher Mann. Wir haben etwa eine halbe Stunde bis zu meinem Hause zu gehen. Sie müssen es kennen, wenn Sie in der Gegend nicht fremd sind, das sogenannte Erlenhäus.“

„Ja, ich glaube es zu kennen. Es liegt ein Stück von der Straße ab und ist von einer Mauer umgeben, halb Schloß, halb Landstz.“ — „Ganz recht.“ — „Das Haus ist sehr groß, aber wahrscheinlich haben Sie auch eine große Familie.“ — „Nein, ich habe nur eine Enkelin und zwei Dienstboten, alte Leute, die schon lange mein Brot essen, bei mir.“

„So dürfen Sie wohl ihrer Treue und Anhänglichkeit sicher sein.“

„Gewiß, insoweit sich das mit ihrem eigenen Vorteil verträgt.“

„Urteilen Sie die Menschen nicht etwas zu streng?“

„Nach meinen Erfahrungen nicht. Sie scheinen einen sehr mühevollen Beruf erwählt zu haben.“

„Ich bin Arzt.“

Dankmar Wilburg fuhr zurück. „Erschrecken Sie nicht. Ich habe Ihnen nicht aus der Droschke geholfen, um in Ihnen möglicherweise einen Patienten zu gewinnen. Meine Praxis erstreckt sich nicht auf die oberen Klassen.“

„Zu welchen ich auch gar nicht gehöre. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich einer von den vorurteilsvollen Menschen bin, die eine angeborene Abneigung gegen Aerzte und Advokaten haben.“

„So lange sie gesund sind. Wenn Sie ernstlich erkrankten, würden Sie unwillkürlich daran denken, einen Arzt zu Hilfe zu rufen.“ — Nach kaum einer halben Stunde hatten sie das Erlenhäus erreicht, das nach Umfang und Bauart gar nicht zu der Schradackstraße paßte. Die von Rauch und jahrhundertelangen Witterungseinflüssen geschwärzte Umfriedigungsmauer mit ihren schwerfälligen Strebepfeilern, die rostige eiserne Gitterthür mit ihren Schnörkeln und Wappenschildern, der runde Turm, der sich über dem Mittelbau erhob, das alles hatte mit den Häusern der Nachbarschaft nichts gemein.

Das Interessanteste an seinem neuen Bekannten war für Doktor Rolling der Umstand, daß er in dem wunderlichen alten Hause wohnte. Dankmar Wilburg zog an einem eisernen Ring, und eine heisere Glocke ertönte von Innen. Eine ältliche Frau erschien, schloß das Thor auf, und ein noch dichter Nebel als der in der Straße umwogte den Hausherrn und seinen Gast.

„Kommen Sie, Herr Doktor,“ lud Wilburg seinen Begleiter ein, „und trinken Sie ein Glas Wein bei mir. Sie haben meinewegen einen recht unbehaglichen Spaziergang gemacht, Sie können also eine Stärkung brauchen. Für gewöhnlich überschreitet außer dem Steuererheber kein Mensch meine Schwelle.“

Die alte Frau hatte inzwischen die Hausthür geöffnet, durch die man in den matterleuchteten Flur blickte. Doktor Rolling folgte seinem neuen Bekannten durch den Flur in einen Vorfaal, aus welchem eine breite eichene Treppe nach einer offenen Galerie führte. Es war gerade nur hell genug, um Rolling zu zeigen, daß dieser Vorfaal mit einer Menge der verschiedensten Dinge angefüllt war, mit Bildern, allerlei Marmorgestalten, Bronzen, vergoldeten Vasen, Meißner und Sevres-Porzellan, Kunstwerken jeder

Gattung aus alter und neuer Zeit, geschnittenen Schränken und den wunderbarsten Gobelins. Eine Uhr aus der Zeit Ludwig IX. hing jetzt an zu schlagen, und augenblicklich fiel in den daranstoßenden Zimmern ein ganzer Chor von Uhren in allen Tonarten ein. „Ich bin, wie Karl V., ein besonderer Freund von Uhren,“ bemerkte Wilburg, „und erhalte sie alle in Gang. Hier, wenn ich bitten darf, Herr Doktor —“

„Rolling.“ — „Sie sind erstaunt, solche Sammlungen in der Schradackstraße anzutreffen! Beruhigen Sie sich, lieber Doktor, ich bin kein Sammler, kein Kunstschwärmer, sondern einfach ein Händler. Diese Dinge sind die Ueberbleibsel meines einst sehr großen Warenlagers. Ich hatte fünfunddreißig Jahre einen Laden in Bradstreet.“

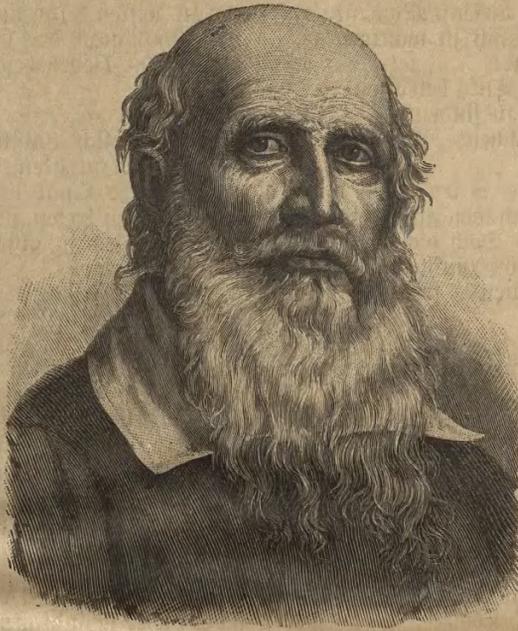
„Und als Sie sich vom Geschäft zurückzogen, behielten Sie diese Kunstschätze?“

„Ja, wie ein anderer sein Geld von Zins auf Zinseszins anlegt. Mit jedem Jahr, das ich noch lebe, steigt der Wert der hier aufgestapelten Sachen. Nach zehn Jahren wird sich der Wert meines Warenlagers vervierfacht haben.“ Wilburg öffnete eine Thür an einer Seite des Vorfaals und lud seinen

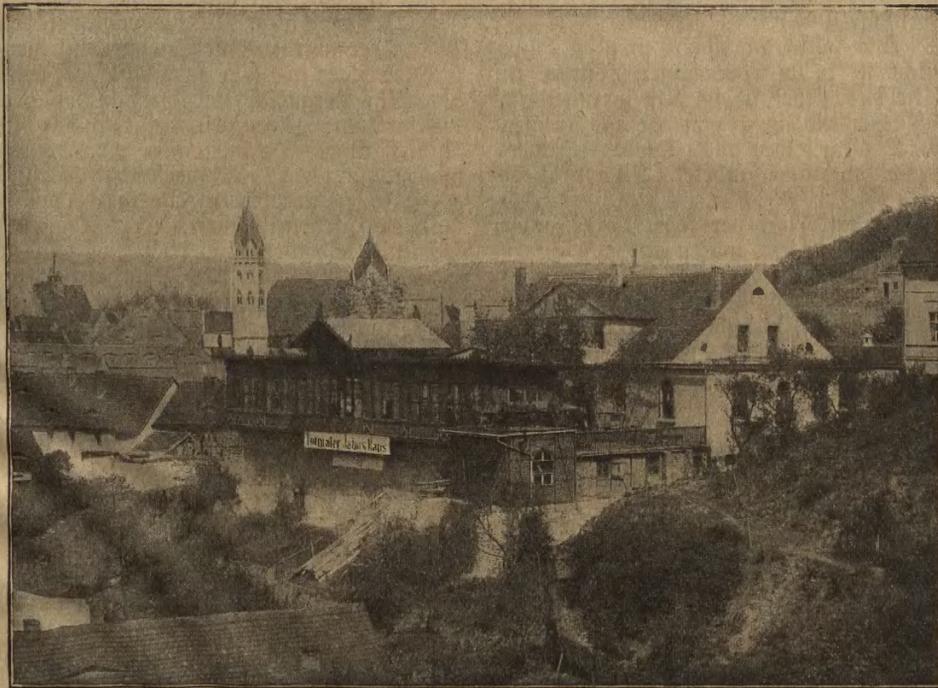
Gast durch eine Bewegung ein, ihm zu folgen. Auch in dem Zimmer, das sie jetzt betraten, waren die herrlichsten Kunstwerke und Kostbarkeiten von ungeheurem Werte aufgestellt. Die eigentliche Einrichtung des Zimmers war fast ärmlich zu nennen.

Auch die Vorbereitungen zum Abendessen auf einem kleinen runden Tisch verrieten gleichfalls große Dürftigkeit. Wilburg steckte eine Lampe an, und jetzt erst konnte Doktor Rolling den Mann sich näher ansehen.

(Fortsetzung folgt.)



Friedrich Ludwig Jahn.



Das Jahnhaus zu Freiburg a. d. Unstrut.

## — In goldener Fassung. —

[Schluß.]

Von J. Berr de Curique. Autorisierte Bearbeitung von E. Dilmar.

[Nachdruck verboten.]

Mit vollstem Vertrauen erwartete der Gatte die Antwort seiner Frau, ein festes kurzes, entschiedenes, natürliches „Ja!“

„Nein!“ klang es statt dessen zurück. „Es wird Dir vielleicht unbegreiflich scheinen, Tilly, aber ich bin seiner sehr bald überdrüssig geworden und mag ihn nicht mehr.“

Glücklicherweise konnte Felix sich in diesem Moment auf Ottokar stützen, denn seine Knie schienen plötzlich zu wanken.

„Mein Gott! Mein Gott!“ ächzte er leise.

„Aber wie kommt denn das?“ entgegnete Tilly betroffen. „Du schienst doch anfangs so viel Gefallen an ihm zu finden.“

„Nun ja . . . aber man kann sich täuschen. Und überdies ändert sich auch der Geschmack.“

Diese Schweißtropfen perkten auf Felix' Stirn. Er wollte fliehen, um nichts weiter zu vernehmen, um sich wenigstens noch die Möglichkeit eines leisen Zweifels zu wahren. Doch die leiseste Bewegung würde seine Anwesenheit verraten. Er mußte ausharren.

„Aber warum hast Du ihn denn genommen?“ fragte Tilly.

„Weil er in Gold gefaßt war.“

Ein kühler Wind hatte sich erhoben. Die leicht gekleidete Tilly erschauerte. „Komm,“ sagte sie, „es wird kühl, wir wollen ins Haus zurückkehren.“

Sie erhoben sich und eilten den mondschimmernden Kiesweg hinunter, dem Hause zu.

Mit Augen, düster wie die Nacht, starrte Felix ihnen nach.

„Die Glende!“ knirschte er, sobald sie außer Hörweite waren, „o, diese Glende!“

Ottokar hätte viel darum gegeben, seinen Freund trösten zu können, doch angesichts dieses Schmerzes fand er die rechten Worte, den rechten Ausdruck nicht. Ihm war, als habe er einen Keulenschlag erhalten.

„Und Dir . . . Dir habe ich das zu verdanken!“ wandte Felix sich jetzt erbittert gegen den Freund.

„Mir . . .?“

„Sawohl, Dir . . . Deiner Poeten-Maivität. Du hast Dich von der Komödie, die sie gespielt, fangen lassen und ihr obendrein noch zur Erreichung ihres Zweckes verholten. Und wenn ich bedenke, daß ich so blödsinnig gewesen, mich ebenfalls fangen zu lassen! . . . Wenn ich mir ihre Antwort auf meine Liebeserklärung vergegenwärtige: „Wie gut, daß Sie nicht um mich geworben, bevor Sie ihr Vermögen verloren; denn nun kann ich freudigen Herzens „Ja“ sagen . . .“ O, diese elende Heuchlerin! . . . Nur um meiner „goldenen Fassung“ halber ist sie mein Weib geworden!“

„Felix, ich bitte Dich, beruhige Dich!“

„Mich beruhigen? . . . Wie sollte das wohl möglich sein? Wenn ich sie wenigstens nicht so liebte oder hoffen könnte, sie eines Tages nicht mehr zu lieben! Aber sie ist mir so unendlich ans Herz gewachsen, daß ich mich nie mehr von ihr loszureißen vermag. O, es ist entsetzlich, Ottokar, über alles Denken fürchterlich! . . . Zu wissen, daß sie, die man anbetet, unserer Liebe unwert ist!“

Und auf der Bank niedersinkend, auf der seine Frau zuvor gesessen, brach Felix in leidenschaftliches Schluchzen aus.

„Wenn ich denke, wieviel Unwartshaft auf ein glückliches Dasein ich gehabt!“ stöhnte er. „O, und wie glücklich hätte ich irgend ein braves, ehrenwertes Weib machen können, das mir dafür erkenntlich gewesen wäre! . . . O, dieses Glend, diese Qual!“

Das Leid des Freundes schmerzte Ottokar in tiefster Seele. „Bergieh mir, Felix, bergieh mir!“ bat er innig. „Ich bin trostlos, die Ursache Deines Unglücks gewesen zu sein. Doch mein Glück ist ebenfalls dahin; denn so sehr ich die Freundin Deiner Frau lieb gewonnen, vermag ich jetzt nicht mehr an eine Vermählung mit ihr zu denken. Ich habe kein Vertrauen mehr zu den Weibern und will mich nicht der Gefahr einer ähnlichen Entdeckung aussetzen, wie sie Dir soeben beschieden worden.“

3.

Schließlich mußten die Freunde wieder daran denken, ins Haus zurückzukehren.

„Welche Qual liegt in dem Gedanken, diesem Weibe wieder gegenüber zu treten, sich unwissend stellen, von gleichgiltigen Dingen mit ihr reden zu müssen!“ rief Felix verzweifelt.

„Allerdings . . . denn daß wir uns versteckt hatten, um sie zu belauschen, können wir ihnen nicht sagen. Raffiniert wie Deine Frau ist, würde sie Dir dann erwidern, daß ihre Aeußerungen lediglich bezweckten, Dich für Deine Neugier zu strafen.“

Wenige Minuten später betraten die beiden Herren den Salon.

„Wie lange Ihr draußen geblieben seid!“ wandte Gerda sich mit sanftem Vorwurf an den Gatten. „Das ist unrecht von Dir, Felix; Du weißt doch, wie leicht Du Dich erkältest.“

„Nah, was thut das?“ versetzte er voll inneren Grimmes.

„Was es thut? Nun, wenn es Dir nichts thut, ist es doch für Deine Frau sehr betäubend, den geliebten Herrn und Gemahl leiden zu sehen,“ lächelte Gerda, während sie, auf Felix zutretend, zärtlich seine Wange küschelte.

Es bedurfte des Aufwandes all seiner Willenskraft, um angesichts dieser schändlichen Heuchelei einen Ausbruch innere Empörung zu unterdrücken und seine Ruhe zu wahren.

„Sag, lieber Schatz,“ ging Gerda dann ziemlich unvermittelt auf ein anderes Thema über, „gedachtest Du nicht morgen nach Wien zu reisen?“

„Warum diese Frage?“

„Ich wollte Dich in diesem Falle bitten, mir diesen Fächer auszutauschen, den ich in voriger Woche — unter dieser Bedingung — gekauft habe. Anfangs gefiel er mir, aber ich bin seiner sehr bald überdrüssig geworden.“

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte es Felix. „Wie kommt denn das?“ fragte er, sich zur Ruhe zwingend, in halb ersticktem Tone. „Das ist doch sonst nicht Deine Art?“

„Ich weiß nicht . . . vielleicht weil er allzu sehr ins Auge fällt.“

„Aber warum hast Du ihn denn genommen?“

„Weil er in Gold gefaßt ist . . . Das ist jetzt das Modernste.“

Eine Bergeslast fiel ihm von der Seele, während Gerda harmlos fortfuhr: „Aber Du weißt ja, ich bin mehr für das Einfache, Unauffällige. Du wirst mir etwas recht hübsches aussuchen, nicht wahr, Männchen? Ich verlasse mich auf Deinen guten Geschmack.“

„Ja, mein Lieb, ja; ich werde mein Möglichstes thun. Doch halt, erst gib mir einen Kuß!“

Und leidenschaftlich preßte er sein junges Weib in die Arme.

„Aber Felix, ich bitte Dich, sei doch vernünftig! . . . Was muß Herr Ottokar denken?“

„Ach was! Er wird denken, daß ich Dich liebe und ein glücklicher Mensch bin . . . und das wird er sehr begreiflich finden.“

## — Die Nacht. —

Das ist die Nacht, das ist die Nacht:  
Sie fährt übers Land mit düsterer Pracht;  
Von Sternjuwelen funkelt ihr Kleid,  
Der Mond am Busen ist ihr Geschmeid;  
Sie fährt so leis wie die Eule fliegt,  
Wie die singende Mutter ihr Kindlein wiegt;  
Ihr Aug ist dunkel und dunkel ihr Haar,  
Und Schweigen versiegelt ihr Lippenpaar.

Das ist die Nacht, das ist die Nacht:  
Wenn Arbeit ruht — sie wirket und wacht.  
Ob Frühling duftet, ob Schneelicht glimmt,  
Sie kommt, wenn die Sonne in den Abend schwimmt;  
Ihr Hauch umfächelt der Blume Gesicht —  
Sie schleudert den Sturm, der die Wipfel bricht;  
Sie taut auf der Fluren lechzende Not —  
Und küßt sie mit eisigem Kusse zu Tod.

Das ist die Nacht, das ist die Nacht:  
Sie schließt Dein Auge mit süßer Macht,  
Sie schaukelt Dein Herz zum Schlafen ein —  
Und rüttelt es wach mit des Fiebers Pein;  
Hier glättet sie schmeichelnd den weichen Pfühl —  
Dort bettet sie unter den Sternen kühl;  
Sie hütet den Frieden bei Thür und Thor —  
Und jagt Dich mit Schrecken vom Lager empor.

Das ist die Nacht, das ist die Nacht,  
Die das bunte Märchen des Traumes erdacht.  
Sie rührt ans Aug Dir und schon wirds Licht;  
Da wandelt vorüber das stille Gesicht:  
Die Liebe grüßt Dich, es küßt Dich das Glück,  
Derweinter Jammer kehret zurück,  
Was nie Du errangst, das nennst Du Dein,  
Am Morgen winkt sie — Du bist allein.

Das ist die Nacht, das ist die Nacht:  
Sie deckt die That, und da wird sie vollbracht;  
In Schleier birgt sie vergossenes Blut —  
Und Liebe, die still bei Liebe ruht;  
Den Fuß, der schen nach dem Raube schleicht —  
Und die Hand, die verborgen die Gabe reicht;  
Den wüsten Taumel — Den fleiß ohne Ruh,  
Das hüllt sie mit Schatten und Dunkel zu.

Das ist die Nacht, das ist die Nacht:  
Sie tränket das glimmende Leben so sacht!  
Es flackert empor und der Blutquell braust —  
Und ein andres zerdrückt sie mit kalter Faust.  
Wie der heimliche Spruch in des Schicksals Buch,  
Ersehnt, gefürchtet, ein Segen, ein Fluch,  
Ein Engel, ein Dämon mit Riesenmacht  
Ist die Nacht, die schweigende, ewige Nacht.

Victor Blüthgen.



Orientalischer Tanz. Nach dem Gemälde von Enrique Serra.

# Das Pflegekind.

Roman von Elisabeth Meyer-Förster.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

In selben Augenblick erfolgte ein furchtbarer Knack. Eine Flamme lohnte in der Dunkelheit auf, sprang blitzschnell gegen die Decke hin, an der sie hintaumelte, während sie Löcher und Risse in den Mörtel riß. Wie vom Blitz entzündet stand der ganze Keller-raum in Feuerflammen. —

Der Knecht war zur Seite geschleudert worden, betäubt von dem furchtbaren Schrecken lag er am Boden, vor der Kellertreppe. Paul und Johanne kamen, durch die Detonation in maßlose Angst versetzt, die Treppe hinuntergestürzt, wo sie beinahe über den Körper des regungslos am Boden Liegenden hingestolpert wären. Im ersten Augenblick glaubten sie einen Toten vor sich zu haben, und ihre Herzen standen beinahe still vor Entsetzen. — Paul, dem die Hände zitterten wie Espenlaub, beugte sich nieder und ergriff Karl unter den Armen, Johanne faßte mit zu, und so schleppten sie ihn mühsam die Treppe hinauf; beide fast besinnungslos, nachdem sie wie geblendet sahen, daß im Keller hinter ihnen sich ein wildes Feuerwerk entwickelte.

Oben brach Johanne ohnmächtig zusammen. Inzwischen waren Passanten in den Laden eingedrungen, einige nahmen sich der beiden Bewußtlosen an, die anderen eilten der Unglücksstätte zu.

Drunten im Lagerraum lohnte ein Flammenmeer. Von der Kellertreppe aus konnte man das Schauspiel überblicken, diese Wirrnis von gelben und blauen Feuerjulen, die gegen die Decke, gegen die Wände taumelten, in die gefüllten Fässer voll Del und Petroleum fuhren, und diese unter wildem Gefrach entzündeten. Es war ein höllenhafte Durcheinanderprasseln, ein Glühen, Zucken und Donnern ohne Aufhören, und als bald darauf die Feuerwehr erschien, die ein paar Besonnene herbeigerufen hatten, fanden die Männer hier unten nichts mehr zu retten.

Der gesante Lagerraum war ausgebrannt. Die Wände waren schwarz, verkohlt, an dem rußbedeckten Mörtelwerk der Decke hatte sich eine ganze Farbenskala hingemalt, in der Willkür, wie die Flammen, die verschiedenen bunten Farben, Lacke und Leime in die Höhe geschleudert hatten. Zerrißene Tonnen, Trümmer von Kisten und zusammengequetschte Warenballen lagen wirr durcheinander, die Thür zum Laboratorium war aus den Angeln geschleudert, und die Vorratskisten, die in diesem Raum lagen, und die meist Parfümerieen enthielten, lohnten noch langsam unter den zischenden Strahlen der Spritzen fort, während der Inhalt der zersprengten Flaschen über den Boden geflossen war, und in die Wolken von Rauch und Schutt einen lieblichen Wohlgeruch mengte. —

An einer Stelle, wo die Detonation besonders heftig erfolgt war, hatte der Luftdruck ein Loch in die Decke gerissen, und durch das nur leicht gefügte Balkenwerk drangen Rauchjulen, in denen große Feuerfunken schwebten, in den Laden hinauf. Als Johanne in den Armen einer alten Frau, die ihr mildthätig zu Hilfe geeilt war, die Augen aufschlug, sah sie gerade wie einer dieser großen, schönen Feuerfunken in den reichgeputzten Christbaum flog, der als blendendes Schaustück seit Tagen auf dem Ladentisch prangte, und die Watteflocken, die papiernen Ketten der grünen Zweige in Brand setzte.

Wie Zunder lohnten die Lammennadeln auf, wie feurige Finger griff es zwischen den Zweigen hin und her, riß dies herab, drückte jenes zu Asche zusammen. — Das war Weihnachtslicht, blendend, sternhell, Licht so feurig und wild und zum Himmel strebend, eine Flamme, zu der alle in entsetzter Andacht hinstarnten, und die das mühsame Werk zweier schwacher, zärtlicher Menschenhände in wenigen Augenblicken vernichtete. —

Als die Feuerwehrlente zu Hilfe eilten, war der Baum bereits aufgebrannt, und nur noch die silbernen Rüsse, die goldenen Glasfugeln hingen an verdorrten Zweigen.

Johanne hatte die Hände gefaltet, ihr Blick ruhte leer auf den verkohlten Resten ihres Baumes. Was war geschehen, wie ging alles zu, wo war sie? Sie konnte sich nicht besinnen, eine große, weiche Schwäche lag über ihren Gedanken, sie fühlte bleierne Müdigkeit durch ihr Inneres gehen, und schwer sank ihr Kopf wieder auf die Schulter der fremden Frau zurück. —

Die Feuerwehrlente kamen in langsamen Tempo wieder die Treppe herauf, ihr Werk im Keller war beendet.

„Sie brauchen sich die Sache nicht so sehr zu Herzen zu nehmen, — Sie sind doch wohl gut versichert?“ fragte der Branddirektor, der zum Schluß persönlich erschienen war, und ermunternd dem „Besitzer“ auf die Schultern klopfte.

Paul wandte sein freideweises Gesicht dem Beamten zu. „Ich habe das Geschäft erst seit kurzer Zeit,“ murmelte er, „und habe es bis jetzt versäumt, mich in die Versicherung einzukaufen. Der vorige Besitzer hat seine Police gekündigt, als er das Geschäft aus den Händen gab.“

Eine Stille entstand unter den Menschen, die sich im Laden, als dem Schauplatz eines interessanten Unglücks, versammelt hatten,

und laut, mit scharfer Stimme hörte man den Branddirektor im Tone des äußersten Erstaunens sagen: „Wie?! Sie sind nicht versichert?“

„Nein,“ flüsterte Paul, „ich verliere alles.“

Eine teilnehmende Pause trat ein. „Eine solche Unvorsichtigkeit!“ sagte laut, fast erregt der Direktor. Und während sein Blick auf die ohnmächtige Johanne fiel, um deren kleine, zarte Gestalt sich hilfsbereit die Frauen drängten, setzte er murmeln und für sich hinzu: „Aber ich sage es ja! Wenn solche Kinder daran denken, sich ein Geschäft zu gründen!“ —

Den Knecht hatte man in eine Droschke gepackt, langsam, in holperndem Schritte fuhr dieselbe dem Elisabeth-Krankenhaus in der Lützow-Straße zu.

Zusammengeknickt lag er auf dem harten Polster, die Hände gegen die Knie gepreßt.

Eine rote Feuernarbe lief über sein Gesicht, von der Stirn bis an das Kinn ein breites, gesengtes Mal, das seine Züge fast bis zur Unkenntlichkeit entstellte. — Stumpfsinnig blickte er unter den schmerzenden Augenlidern gegen das Licht der Straßenlaternen hervor. In seinem Kopf war's müst und verworren, er sah nichts als ein Feuermeer, das hin- und her- und auf- und nieder-schwebte, und dazwischen hörte er eine Stimme, die ihm bis in seine Betäubung hinein mit lauter Deutlichkeit geklungen hatte: „Der ist verschimpft für sein ganzes Leben. — Das wird er nicht mehr los, der arme Kerl.“ —

In den Säulen wurden die Lammennadeln angezündet, der blanke, blitzende Schein fiel bis auf die Trottoirs hinaus, und mitunter klang durch die verschneiten Fensterzigen ein abgerissener Liederton: „Ehre sei Gott“ — „Heilige Nacht“ —

Der Knecht hatte sich weit vorgelehnt, seine Blicke suchten, tranken gierig den freundlichen Lichtschein.

O wie friedlich und groß ist die heilige Nacht, und wie elend das kleine Menschenherz! —

Und aus seinen Augen fielen, unter den verdunstenden Lidern hervor, heiße, befreiende Tropfen auf seine Hände nieder. Thränen der Reue, in der sein Herz sich jetzt wand, während er an das Unglück zurückdachte, das er angerichtet hatte.

Paul und Johanne standen vor seinen Augen, eine schwärmerische, unklare Zärtlichkeit, die fast Verzweiflung war, wie er sie schon einmal im Leben empfunden, packte ihn, — ein dumpfer Seufzer entrang sich seiner Brust, und während er krampfhaft die Hände faltete, flüsterte er: „Alles wieder gut machen! Ich schwöre Dir, lieber Gott!!!“

In einer kleinen Seitenstraße auf Montmartre in Paris, im fünften Stockwerk einer großen, gelben Mietkaserne, die mit ihren um alle Stagen der Front herumlaufenden, gegitterten Balkonen sich ausnahm wie ein Riesenvogelbauer mit unzähligen Drahtvorhängen, hatte der Artist Monsieur Jerome Seitre mit seiner jungen, deutschen Frau Quartier genommen. Man sah von dem Ehepaare wenig; Monsieur Seitre war Tags über im Velodrome beschäftigt, wo er das training für seine Kunstfahrten besorgte, des nachmittags übte er im „Salle Escotte“ an seinen Experimenten, die er als „erster Jongleur der Neuzeit“ dem Publikum des „Olympia-Theater“ am Abend vorführte.

Obgleich er also auf dem Programm diese hochtönende Bezeichnung hinter seinem Namen führte, war er doch längst nicht mehr mit seinem Ruhm zufrieden. Er fühlte, daß ihm noch manches fehle, und daß die englischen und amerikanischen Artisten, die auf den großen Bühnen der Weltstadt sich sehen ließen, ihm immer noch vieles an feinen Tricks voraus hatten. Dieses Bewußtsein zehrte an ihm. Er hatte viel von der Zukunft erwartet, sich als Ausnahmekünstler, als begehrter und gefeierter Held der Variété-Bretter in goldene Verhältnisse geträumt, und er mußte einsehen, daß er auch nach Monaten harter, schwerer Arbeit und angestrengten Eifers nichts neues, nichts staunenswerthes, was andere nicht auch schon besessen hätten, erreichen konnte. Er blieb ein Artist wie alle anderen, mit schwankenden Einnahmen, von geringem, bürgerlichem Ansehen; im Wechsel der Erscheinungen verschwand sein Können, — und sein Wollen, das fühlte er, stumpfte sich ab und wurde gleichgiltig im vergeblichen Kampf um Erfolg.

In seinem kalten, glatten Gesicht grub sich eine tiefe Falte ein, die den Zügen etwas Hochmütiges und zugleich Drohendes gab. Nur zuweilen machte dieser Ausdruck einer stolzen Genugthuung Platz, — das war wenn Monsieur Seitre im Gedränge des Boulevards die Augen der Frauen auf sich zog, und hinter seinem Rücken ein beifälliges Wischeln und Luscheln hörte, das seinem vornehmen Exterieur galt. Bei solchen Anlässen richtete er sich höher auf, drehte seinen kleinen Schnurrbart in die Höhe, blickte prüfend an seinem eleganten, langen Paletot herunter, und maß dann die mit ihm be-

schäftigten Damen mit langsamen Blick, während er sich umwendete und seine Opfer halb lächelnd an sich vorbei passieren ließ. —

In seinem Schreibtisch daheim verwahrte er sorgfältig ein kleines Paket, in welchem sich im Laufe seiner Zungefellen-Jahre eine ganze Anzahl Schriftstücke der offenkundigen, weiblichen Bewunderung angehäuft hatten, und Nettchen, die kleine, deutsche Frau, brach in Thränen aus, die sich rasch zu einem Zornesausbruch verwandelten, als sie von dem Päckchen Kenntnis gewann. Allein Seitre beruhigte sie sofort. In den Ausdrücken, mit denen er von diesen weiblichen Schuldigerinnen sprach, lag soviel Abweisung und Kälte, seine Gleichgiltigkeit gegenüber jeder einzelnen von ihnen war so groß, daß Nettchen fühlte, hier herrschte keine Verstellung, und nur die Eitelkeit, aber kein einziger, treuloher Instinkt war da im Spiele.

Das Bewußtsein dieser Thatsache mußte ihr von Anfang an ein tröstliches Gegengewicht verleihen, im Verhältnis zu den mancherlei Enttäuschungen, welche ihr die stürmische Neigung zu ihrem Manne bereitete.

Sie waren noch nicht sechs Monate verheiratet, und doch fühlte sie mit innerer Angst, daß eine ganze Anzahl Kämpfe sich bereits ihrem Ehehimmel näherte. Nach den ersten Wochen der Demut und Weichheit, war bei ihr die Resoluthet, die Willkür und Selbständigkeit ihres Wesens sofort wieder zum Durchbruch gekommen, und ohne daß sie fähig gewesen wäre, gegen diese Seiten anzukämpfen, ahnte sie, daß ihr in ihrem Manne ein Gegner mit noch härteren Eigenschaften erwuchs.

Dieses Gefühl ängstigte sie, und schnürte ihr mitunter das Herz zusammen. Sie wußte, daß sie sich nicht bekämpfen konnte, daß sie eher zerbrach, als sich bog, doch noch lange war die Zeit nicht gekommen, wo das Schicksal sie mürrisch machte.

Nach den ersten, der Leidenschaft gewidmeten Wochen begann Jerome Seitre mehr und mehr außerhalb des Hauses zu leben und den erregten Vorwürfen seiner Frau einen zunächst nur passiven Widerstand entgegen zu setzen. —

Nettchen fragte sich jetzt manches mal, wie es möglich gewesen, daß sie damals, nach ihrer Flucht von der Wandertruppe, während des Aufenthaltes in Köln, so sonnige Wochen mit ihrem Gatten verlebt hatte, — wie es überhaupt möglich gewesen, daß er sie so über alle Rücksichten und Hindernisse hinweg im Sturm zu seiner Frau gemacht hatte? Nur eine große und mutvolle Leidenschaft, wie sie selbst sie empfunden, konnte in ihren Augen das Rätsel erklären.

„Ja, damals liebte mich Jerome, und er liebt mich auch jetzt noch!“ sagte sie sich. Aber ihre Augen blickten kampfesmutig, und in der Art, mit der sie ihren Mann beobachtete, lag eine erregte Spannung.

Beinah' ein Jahr lebten sie nun schon in dieser fremden, ungeheuren Stadt, in der Jerome sich wohl und heimisch fühlte, während Nettchen von Anfang an mit schwermütigem Heimweh zu kämpfen hatte.

Ihre Abenteuerlust war gestillt. Oft kam es ihr vor, wenn sie unter den fremden, südlichen Menschen einhertritt, umgeben vom

wilden Trubel der Straßen, und die Laute der unverständenen Sprache auf sie niederschwirren, als wäre das „Ginst“ ein verfunkenener, immer ferner rückender Traum, als sei der Umstand, daß sie dereinst in einem stillen Winkel Ostpreußens zur Welt gekommen, als das Kind einer armen Flurhüterswitwe, — als sei dies alles nur ein Märchen, und dieses laute, betäubende, gellende Leben allein die Wirklichkeit.

Die ganze Umgebung und ihr Verkehr darin wirkte so überaus rasch auf sie, daß sie sich selbst bei ihrer leichten Lebenskunst nicht so bald hineinzufinden vermochte. Bunte verworrene Existenzen, wie sie der Zufall auf diesen Weltmarkt zusammenwarf, bildeten ihren und ihres Gatten Umgang; ihr Heim war ein chambregarni, in dessen übrigen Räumen Studenten und Grisetten hausten. Die Mahlzeiten nahm sie mit Jerome in einem Restaurant, in welchem sich die männliche und weibliche Radfahrerwelt versammelte, wo geraucht, gespielt, gewettet und gebogt wurde, ein, die Nächte nach der Vorstellung verbrachte man in Cafés, in denen die männlichen Gäste beim Absynth die Würfel rollen ließen, und gepuzte und geschminkte Mädchen sich dreist an die Tische drängten.

Nettchen hatte von einem außergewöhnlichen Leben geträumt, aber das Bild, das sie nun Tag um Tag erblicken mußte, hatte nicht in ihrer Phantasie gelebt. Als verheiratete Frau führte sie durchaus kein angenehmes häusliches Leben, sie verbrachte den größten Teil des Tages mit ihrem Manne in Gastwirtschaften fragwürdiger Art, die Abende wurden von den Vorstellungen ausgefüllt, und in den Nächten ein Tournee durch die Cafés von Montmartre unternommen. —

Eine Weile lang ertrug Nettchens gesunde Natur die ungewohnten Anstrengungen ohne Nachteil; aber in ihrer Seele begann sich langsam ein Widerstand aufzurichten, eine schmerzliche, bittere Erregung, die sich zu Trotz und festem Willen steigerte. Dieses Leben, das in vagabondenhafter Ungebundenheit verfloß, begann sie abzustoßen, ihr graute vor der unsauberen Gesellschaft, mit der sie sich täglich beisammen sah. Sie hätte ihren Gatten schützen und vor dieser Umgebung zurückreißen mögen.

„Laß uns zu Hause bleiben.“ sagte sie eines abends, als keine Vorstellung war, und Jerome sich trotzdem zum Ausgehen fertig machte.

Er wandte sich erstaunt nach ihr um. „Warum?“

„Weil ich dies Leben nicht ertrage,“ entgegnete Nettchen, in deren Stimme verhaltene Erregung zitterte. „Auch Dich kann es nicht glücklich machen, Jerome. Bleibe hier, laß uns zusammen sitzen und plaudern. Ich will Thee bereiten und wir schwätzen von der Vergangenheit.“

Jerome war aufgestanden und hatte seinen Zylinder ergriffen. „Nicht thöricht sein,“ sagte er. „Was sollen wir hier in den fahlen vier Wänden? In der Kneipe ist's hell und gemüthlich. Komm, mach Dich zurecht.“

„Ich gehe nicht mit!“ stieß Nettchen hervor. Sie blickte ihn an. Ihre Augen glänzten vor fieberhafter Erregung, und glühend richteten sie sich auf Jeromes kalte und unbewegte Züge.

(Fortsetzung folgt.)

## ✻ Allerlei. ✻

**Eine Millionärshochzeit in New Port.** Das glänzendste Ereignis der Saison in dem fashionablen amerikanischen Badeort New Port auf Rhode Island in der Narraganset-Bucht war die vor kurzem erfolgte Trauung der einzigen Tochter des vielgenannten Millionärs Charles Delrichs mit einem Mr. Peter Martin aus San Francisco. Während die Newporter Zeitungen in spaltenlangen Berichten über den bei der Hochzeit zur Entfaltung gelangten Prunk, über die Braut, deren Verwandte und Freundinnen sich ergehen, bringen sie nicht ein Wort, aus dem man ersehen könnte, wer und was der Bräutigam ist. Welche unbedeutende Rolle mag der „Benedenswerte“, der der Gatte eines populären Dollarprinzchens zu werden das Glück hat, bei seiner eigenen Hochzeitsfeier spielen! Ueber 2000 Zutrittskarten für die Kirche, deren Inneres in ein Meer von Blumen verwandelt war, mußten ausgegeben werden, und zur Feier selbst ergingen 500 Einladungen. Das Diner fand unter einem Riesenzelt statt, in welchem die Gäste an 62 Tischen Platz fanden. An der Brautafel speiseten zwölf Personen, an den anderen Tischen je vier Paare. Alle Tafeln waren mit den prächtigsten Blumen geschmückt, die in den Gewächshäusern und Gärten von New Port nur aufgetrieben werden konnten. Für den Ehrentisch in der Mitte des Zeltes hatte man zartgefärbte rosa Rosen und weiße Orchideen gewählt. Das Casino-Orchester und eine ungarische Zigeunerkapelle sorgten ausgiebig für Tafel- und Tanzmusik. Ein Wunderwerk der Schneiderkunst war die Brautrobe. Ueber schweren elfenbeinfarbenen Atlas fielen verhüllend duftige Chiffonwolken, und das Devant des Kodes garnierten cascadenartig echte Spitzen, die mit großen Perlen und Atlasblumen ausgenäht waren. Die Taille zeigte, der neuesten Mode für Brautkleider entsprechend, ein bescheidenes Décolleté, das seltene alte venetianische Pointlacc umgab. Diese kostbare Spitze, die auch den langen Schleier zierte, war für diese Gelegenheit von Mrs. Hermann Delrichs, deren Lieblingsnichte sie ist, geliehen worden. Gleich nach der Hochzeit wurden die Spitzen, die einen unschätzbaren Wert haben sollen, dem Kunstmuseum Newports übergeben. Auch die Corfage zierten reiche

Perlenstickereien. Die nicht mit Chiffon bezogene Atlaschleppe, fiel nach Art der Courfchleppen bei den Krönungsroben der englischen Beeresfesz 5 Meter lang von den Schultern herab. Orangenblütenkranz und Schleier wurden mit farbensprühenden Brillantnadeln an der Frisur befestigt. Abgesehen von den venetianischen Spitzen und dem Schmuck dürfte dieser Brautzug das nette Sümmechen von 40 000 Mark gekostet haben. Die Brautjungfern erhielten als Souvenir goldene, mit Perlen besetzte Börsen und die sechs Pagen Brillantnadeln.

**Der bevölkertste Winkel der Erde.** In der Stadt Valetta auf der Insel Malta giebt es einen ungemein stark bewohnten Stadtteil mit Namen „Manderaggio“. In ganz Valetta leben 75 000 Menschen auf der Quadratmeile (zweieinhalb Quadratkilometer), in Manderaggio findet sich aber eine Stelle, wo 2574 Seelen auf einem Fleckchen von zweieinhalb Acres (gleich 1 Hektar) wohnen, das würde auf die englische Quadratmeile 636 000 Köpfe (254 000 auf den Quadratkilometer) ergeben. In Berlin kommen etwa 20 000 Seelen auf den Quadratkilometer.

## ✻ Unsere Bilder. ✻

**Orientalischer Tanz.** Von der offenen, prächtigen Halle, die sich dem Palaste eines angesehenen Paschas anschließt, genießt man eine wunderbare Aussicht auf das Meer und die weißen, schimmernden Häuser der Stadt. Heute aber gelten die Blicke der Haremsbewohner wohl weniger der schönen Umgebung, als der liebreizenden Fatme, die auf den Marmorfliesen der Halle tanzt. Mit farbigen Seidenstoffen, spinnwebfeinen Schleiern, Perlen und Geschmeide reich geschmückt, wiegt und neigt sich die bildhübsche Orientalin anmutig im Tanze, der immer wilder und leidenschaftlicher wird. Grazios wendet sie sich zwischen den goldenen Bällen hindurch, die auf dem Boden verstreut liegen, um ihre Geschicklichkeit zu erproben. Der Duft der Umbrabeden umweht die zaubernde Tänzerin; ihre Augen bliden siegestolz. Sieht sie sich schon als die bewunderte Lieblingsfrau des Pascha, als die erste Beherrscherin des Harems?

**Der 50. Todestag des Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn,** war am 15. Oktober d. J. Es war eine schwere Zeit, in der dieser edle Patriot den Entschluß faßte, die Wiederherstellung des Volksglaubens durch die Entwicklung der physischen und moralischen Volkskraft zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Das Mittel dazu glaubte er besonders in der Turnkunst gefunden zu haben und selten wohl darf ein Pionier auf irgend einem Felde sich eines so vollen Erfolges rühmen wie Turnvater Jahn. Am 11. August 1778 zu Lang in der Priegnitz geboren, studierte er in Halle, Göttingen und Greifswald Theologie und Philosophie. Die schwere Demütigung seines Vaterlandes brachte den glühenden Patrioten zu seiner Lebensaufgabe, welcher er durch schriftstellerische Thätigkeit die weiteste Verbreitung gab. Er starb am 15. Oktober 1852 zu Freiburg, wo er, nachdem er vielfache Verfolgungen hatte erleiden müssen, seinen nicht ganz freiwilligen Aufenthalt nahm, und wo er sich mit Hilfe einer allgemeinen Sammlung unter der deutschen Turnerschaft ein Heim gründete, welches wir in Reproduktion wiedergeben.

### ✻ Gemeinnütziges. ✻

**Äpfel und Birnen beim Aufbewahren vor Einschrumpfen zu schützen.** Äpfel- und Birnensorten, die sehr zum Einschrumpfen geneigt sind, werden schichtweise in Gefäße gelegt, trockene Streu, Sand und dergl. dazwischen gebracht und die Gefäße alsdann an einem kühlen, trockenen und frostfreien Orte aufgestellt.

**Rußbaum-Möbel hübsch blank zu erhalten.** Es ist eine bekannte Tatsache, daß namentlich Rußbaummöbel bereits im zweiten Jahre des Gebrauchs erheblich ausschwichen und dann ein trübes, schmutziges Aussehen bekommen. Diesem läßt sich leicht mit geringer Mühe und wenig Kosten abhelfen. Man seife zuerst die Rußbaummöbel mit gewöhnlicher Seife und einem Lappen sauber ab und reibe mit einem wollenen Lappen alle feuchten Stellen trocken. Alsdann bereite man eine Mischung aus zwei Löffeln Probenceröl und 1 Löffel Rotwein, trage dies auf einen wollenen Lappen und reibe hiermit die Möbel tüchtig ab. Es kostet das etwas Kraftanstrengung und Mühe. Aber die Mühe wird auch belohnt.

**Auffrischen von Leder.** Leder jeder Art aufzufrischen, nehme man ein geschlagenes Eiweiß mit etwas frischer Milch. Geschlagenes Eiweiß mit Linte ist gut zum Abreiben von Damaststiefeln, die das Wischen nicht vertragen.

**Petroleumflecke aus Marmor entfernt man dadurch,** daß man eine Mischung von 2 Teilen Soda, 1 Teil geschlämmtem Bimstein, 1 Teil feingepulvertem Kalk zu einer Pasta macht und mit dieser den Flecken abreibt und mit Seife und Wasser abwäscht.

### ✻ Nachtsch. ✻

#### 1. Bilderrätsel.



#### 2. Rätsel.

Ich bin zu vielen Dingen wichtig;  
Wer mich nicht hat, stimmt niemals richtig;  
Wer mich verliert, vermisst gar viel;  
Aus ist's mit Sang und Saitenspiel.  
Wer an die Not der Armen denkt  
Und gern dem Bittenden mich schenkt,  
Dem werde hier auf Erden schon  
Für edle That der reichste Lohn.

#### 3. Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 2 ein Fürstentum, 6 7 8 4 9 10 ein biblischer Name, 5 11 9 1 6 9 eine Wissenschaft, 11 9 8 12 2 13 ein Titel, 9 6 10 7 9 3 ein Badeort, 10 2 4 3 14 4 Stadt in Afrika. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, den Namen eines berühmten Künstlers.

#### 4. Aufgabe.

Meran, Nadir, Maser, Email, Frist, Motor, Stola, Wedel.

In jedem dieser Wörter soll ein Buchstabe verändert und die übrigen Buchstaben sollen so umgestellt werden, das neue Wörter entstehen, deren Mittelbuchstaben eine der neun Musen nennen. Die Wörter bezeichnen: 1. ein Sinnbild der Hoffnung, 2. eine Göttin, 3. einen Vornamen, 4. einen Baum, 5. ein Sternbild, 6. einen Dichter, 7. einen Edelstein, 8. einen Vornamen.

#### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer:

- Denke nicht, es sei der Kreis, Klein um Dich gezogen, Hast Du ihn erfüllt mit Fleiß, Wird Dir auch der volle Preis Redlich zugewogen.
- Freimut.
- Annie, Leopold, Peterflie, Eulenspiegel, Nikolajew, Kunkelrübe, Orsini, Semiramis, Eminenz, Alpenrose, Edelweiß.

### ✻ Lustiges. ✻

#### Auch eine Staatsanstellung.

„Sie sagten, Sie seien 8 Jahre lang Staatsangestellter gewesen, Angeklagter? Wie ist denn das möglich? Sie sind ja seit Ihrem 20. Jahre kaum aus dem Zuchthause herausgekommen!“

„Eben deshalb, Herr Präsident, ich war jedesmal als Kalkfaktor im Zuchthaus angestellt und genos als solcher das Vertrauen meiner Vorgesetzten.“

#### Hinreichende Kausalität.

„Sagen Sie mir doch, weshalb der Meier alle seine Söhne Medizin studieren läßt?“

„Das will ich Ihnen sagen, weil er Besitzer eines Beerdingungsinstituts ist.“

#### Ein bedenklicher Wein.

Gast: „Wie können Sie denn so unvorsichtig sein und mir Wein auf den Kopf schütten?“

Wirt: „Er macht keine Flecken!“

Gast: „Flecken nicht — aber Löcher!“

#### Variante.

A.: „Wie gehts Ihrer Frau?“

B.: „Ach, sie macht mir den Kopf warm, sie möchte gar zu gern in einer Villa wohnen!“

A.: „Nun ja — des Menschen Villa ist sein Himmelreich!“

#### Ja, dann allerdings.

A.: „Ich war dreimal verheiratet!“

B.: „Sie sehen auch sehr leidend aus!“



#### Feine Nase.

Rat (vom Bureau nach Hause kommend): „Ich rieche es, ich rieche es — heute giebt es Gänsebraten!“

Dienstmädchen: „Ach nee, Herr Rat, ich habe mir nur vorhin in der Küche die Stirnlocken gebrannt!“

#### Bitter.

„Hat Fräulein Engel mein Sonett für gut gehalten?“

„Ich denke ja, denn sie wollte gar nicht glauben, daß es von Dir ist!“

#### Modernisierte Verwünschung.

„Infamer Kerl! Gehen Sie an den Mond und schicken Sie mir recht viele Ansichtskarten!“

#### Vorstudien.

Richter: „Angeklagte, haben Sie überhaupt einen Begriff von Gesetz und Recht?“

Angeklagte: „Na und ob, Herr Staatsanwalt, im vorigen Jahr bin ich drei Monate lang mit einem Schußmann gegangen!“

#### Prinzipien.

Sie: „Nehmen Sie sich in Acht! Wenn Sie mich küssen, schreie ich!“

Er: „Es ist ja außer uns kein Mensch zu Haus!“

Sie: „Das macht nichts, ich thu es aus Prinzip!“

#### Vorbast.

A.: „Ach, hat der Kollege Müller aber eine häßliche Frau geheiratet!“

B.: „So, so, na da trägt er wohl bestwegen jetzt immer die Schutzbrille.“

#### Glosse.

Trauriger als jene Asra, Die die Sage uns beschrieb, Scheinen mir die Dilettanten, Welche dichten, wenn sie lieben.